

UWE PRIESER

KAORIS GEHEIMNIS

香
織
秘
密

ROMAN

Gibt es Geschichten, die nur aus Anfängen bestehen, weil sie nicht zu Ende gehen können? Ein Anfang dieser Geschichte könnte jener Novemberabend sein, als ich am Computer mit dem Klick auf die Enter-Taste die Buchung meines Japan Airlines-Flugs abschloss um vierzehn Jahre auszulöschen.

Ebenso gut könnte es der Augenblick sein, in dem ich ein Vierteljahr später die Kabine der Boeing 747 nach Tokyo-Narita betrat und das „welcome on board“ der Stewardess mit einer, wie ich hoffte, korrekten japanischen Verbeugung und „Konni-chiwa“ beantwortete. Das wäre sogar ein besserer Anfang, weil er gewisse Japanisch-Kenntnisse

andeutet, auf die ich mir, zurecht wie ich finde, einiges einbilde.

Ich kann also Japanisch, und das legt die Vermutung nahe, dass der wahre Anfang meiner Geschichte noch weiter zurückliegen könnte. Tatsächlich hat sich dies alles vor fast genau siebzehn Jahren schon einmal so zugetragen: Japan Airlines, Tokyo-Narita, eine Boeing 747 – ein nahezu identischer Vorgang bis auf die Tatsache, dass ich drei Jahre später mit mir selbst nicht mehr identisch war.

Kaori hätte darüber nicht viel Worte verloren. Für sie als Buddhistin war die unveränderliche persönliche Identität eine Illusion. Dann liebe ich eben eine Illusion, hatte ich gesagt, doch sie reagierte nicht und ich sagte nichts mehr, weil ich sah, dass sie genauso müde und erschöpft war wie ich. Das war an dem Abend im Zug gewesen, als wir vom Meer nach Tokyo zurückfuhren. Es war Sommer und wir kannten uns schon etwas länger als ein Jahr.

Immerhin gab sie mir darin Recht, dass Illusionen uns auf Wege durchs Leben führen können, die wir sonst niemals entdeckt hätten. Und zum, ich weiß nicht wievielten Male seit ich wieder in Tokyo bin, fragte ich mich, ob sie unausweichlich in Enttäuschung enden oder vielleicht doch, wenn man ihnen nur lange genug folgte, zu einem glück-

lichen Ende führen. Für mich gab es nur ein glückliches Ende: Kaori wiedersehen.

Ich hätte sie niemals kennengelernt, wenn nicht Tsugumi gewesen wäre, und mit Sicherheit hätte ich auch einen ganz anderen Beruf. Tsugumi ist der eigentliche Anfang meiner Geschichte. Auf einem Tennisplatz in Hamburg Groß-Flottbek. Ich war fünfzehn Jahre alt.

Vor dreißig Jahren war sie der kleine Star unseres Tennisklubs gewesen. Nicht, weil sie so großartig Tennis spielte, sondern weil alle in sie verliebt waren. Jeder wollte gegen sie spielen und obwohl die meisten sie locker in zwei Sätzen schlagen konnten, kann ich mich an kein einziges Match erinnern, bei dem sie nicht einen Satz gewonnen hätte, weil jeder seinen Matchball gegen sie hinausschob. Sie war vierzehn Jahre alt, geboren in Tokyo und ging auf die International School of Hamburg.

Gegen mich gewann sie fast immer, was kein Wunder war, denn ich sah den Ball ja kaum. Ich betete ihr Gesicht an. Wenn sie beim Aufschlag den gelben Ball in die Höhe warf, ihr graziler, kraftvoller Körper sich streckte und ihr ausholender rechter Arm mit dem Racket nach hinten schwang, entblößte sich für einen Moment ihre Achselhöhle und ich erblickte ein architektonisches Wunder aus Unschuld und Sinnlichkeit. Es war wie eine Übertragung ihres Gesichts in reine Körperlichkeit.

Damals hatte ich das so nicht ausdrücken können, sondern empfand nur, dass beides auf beunruhigende Weise zusammengehörte.

Natürlich zählten wir die Punkte auf Englisch. Fifteen-love, thirty-love, forty-love – Spiel. Ich stand bei „love“ und sie holte sich Spiel um Spiel. An ihrer Art Tennis zu spielen entdeckte ich, doch das konnte ich noch nicht wissen, einen japanischen Wesenszug, die harmonische Verbindung von Grazie und Unerbittlichkeit.

Ein Jahr später wurde ihr Vater nach Tokyo zurückberufen. Tsugumis Verlust war der erste Schicksalsschlag in meinem Leben. Dass er auf einer Illusion beruhte, erfuhr ich erst Jahre später als ich in Tokyo arbeitete, und ich erinnere mich gut an Kaoris Gesicht und den kleinen Scherz, den sie sich dazu erlaubte. Woher sollte ein ahnungsloser Zehntklässler aus einem Hamburger Elbvorort auch wissen, dass er niemals eine japanische Diplomatentochter heiraten könnte. Als Tsugumi damals auf Nimmerwiedersehen nach Japan entschwand, hatte sie mir als Vermächtnis einen mädchenhaften Kuss und eine Vorstellung von meinem Lebensglück hinterlassen – eine Japanerin.

Seit drei Wochen war ich wieder in Japan. Es hatte mich zurück in mein altes Quartier auf der anderen Seite der Tokyo Bay gezogen. Mit dem

Gefühl, dass sich im Grunde gar nicht viel verändert hatte, fuhr ich wie früher jeden Tag mit der Keiyo Line von Chiba nach Tokyo hinein, um meinen Dienst im Front Office Management des Hotels anzutreten. Links bis an den Horizont die Tokyo Bay, rechts glitten ununterscheidbar die Vorstädte Tokyos am Abteilstfenster entlang. Narashino. Funabashi, Urayasu...

Eigentlich war alles Tokyo.

Alles Tokyo, wiederholte ich stumm und nickte meinem Spiegelbild auf der Scheibe zu, als hätte ich mir soeben die Leere von vierzehn vergangenen Jahren erklärt.

Mitte März lagen viele Alleen neben der Bahnlinie bereits im ersten rosigen Schimmer von den noch nicht voll erblühten Bäumen. Jeden Morgen verkündeten die Nachrichten auf den Kilometer genau das Vorrücken der Kirschblütenfront von Süden her.

Kirschblüten – Sakura ...

In London hatte ich eine japanische Kirsche auf meinen kleinen Balkon zur Straße gestellt. Sie war kein echter Baum, aber dafür fielen auch ihre Blüten nicht ab.

„sakura sakura
sakura sakisome“ ...

so leise, als hätte sie es nur vor sich hingesagt:
Kirschblüten Kirschblüten / Kirschblüten blühen ...

Es war Sonntag. Kaori kniete auf der Bastmatte in dem Rosenquarzlicht aus den Blütenwolken über unseren Köpfen. Es fiel über ihre Schultern, ihr Haar, aber nicht auf ihr Gesicht, weil sie sich über das lackschwarze Tablett mit dem roten Rand gebeugt hatte, um die von ihr selbst zubereiteten Sushis zu einem Gemälde zu drapieren. Überall saßen sie auf ihren Tatamis und Wolldecken unter den Bäumen, aßen, tranken, sangen, der ganze weite Park schallte vor Frühlingslust.

„sakiowari
nani mo nakatta
yō na kōen“

Ihre Schultern im Kirschblütenlicht, ich schluckte. „Sag doch den Schluss nochmal, Kaori.“ Sie wiederholte die letzten Zeilen, und ich sprach sie im Stillen in meiner Sprache mit: Sie blühen auf, sie vergehen / danach ist alles wieder / als wäre nichts gewesen im Park.

„Findest du wirklich?“

Sie sah von den Sushis auf. Dieses Licht auf ihrem Gesicht. Ihre tiefen dunklen Augen. Ich liebe dich. Ich liebe dich, bis ich zum letzten Mal auf dieser Erde gestorben bin.

„Es ist kein Widerspruch“, sagte sie.

Der Zug hielt, die Türen öffneten sich und schlossen sich wieder. Keine zehn Minuten mehr bis Tokyo Central, ein neuer Arbeitstag, bald wür-

den die Kirschbäume in Blüte stehen und ich war wieder hier.

Ein Flugzeug im Landeanflug über der Bucht. Auf der anderen Seite Autokolonnen auf der Schnellstraße. Kaori manövrierte damals ihr weißes Cabrio geschickt durch den dichten Verkehr aus der Stadt hinaus. Ihre Haare im Wind, das Abendlicht auf den Hügeln. Die Straße wand sich zu einem kleinen Teehaus am Fuji, wo man den Sonnenaufgang über dem Gipfel beobachten konnte. Sie parkte den Roadster in einer Bucht vor dem Haus und als ich in der Nacht aufwachte, stand er nicht mehr da.

... danach ist alles wieder, als wäre nichts gewesen im Park. Es ist kein Widerspruch. War das ein Trost? Weisheit? Resignation vor dem Unabänderlichen? Jedenfalls waren es ihre Worte gewesen. Nun krümmte sich das Gleis von der Schnellstraße weg, eine Brücke kam in Sicht. Und da stand sie. An der Wasserlinie des Ebbstroms auf dem zu einem Wellenmuster getrockneten Schlick und blickte über den Fluss auf die Bucht hinaus.

Was sind vierzig, fünfzig Meter im Zoom einer sehnsüchtigen Erinnerung. Ihre schwarzen, vom Wind über den Rücken gestrichenen Haare, die cognacfarbene Wolljacke mit Kapuze, der Rock, ihre schmalen Schultern, diese Haltung, wie sie die schwarze Umhängetasche trug.

Vor der Weite der Tokyo Bay und dem Himmel war ihre Gestalt nicht viel mehr als ein Schattenriss, und doch war es, als hielte ich sie in diesem Augenblick wieder in meinen Armen. Mit einem Glücksgefühl, das eigentlich Verzweiflung war, presste ich mein Gesicht an die Abteilscheibe. „Ich liebe dich“ – ein Flüstern wie an jenem Spätsommertag, als es sich mit meinem Atem in Kaoris Haarspitzen unter meinem Kinn fing. „Was hast du gesagt?“ – „Nichts.“ – „Doch.“ – „Nein, gar nichts.“ – „Sag doch.“ Sie machte sich los. „Nichts als Wolken und Wellen“, sagte ich nur um etwas zu sagen, befangen, weil ich sie so sehr wollte, so sehr begehrte und in ihren Augen sah, dass sie das wusste; beides. Sie öffnete den Mund, als wolle sie etwas sagen, doch es kam kein Wort.

Unser erster Kuss.

Ich wusste nicht mehr, an welchem der Flüsse es gewesen war, die die Metropolregion Tokyo durchschnitten und schließlich entlang an Landzungen und langen Molen mit rotweißen Leuchtfuern in die Tokyo Bay mündeten. War es hier? Da stand sie am Strom und sah auf die Bucht hinaus. Allein. Wie immer allein. Und der Himmel wie immer fern, der Zug fuhr weiter und sie entfernte sich, wie immer, ihr Bild nur noch ein Schatten in meinem Atemnebel auf der Scheibe. Dann machte das Gleis eine Biegung und ich sah sie nicht mehr.

Bald schoben sich die Bürotürme von Marunouchi vor den Himmel, tausend gebrochene Märzsonnen auf ihren Glasfassaden. Nur noch wenige Minuten bis Tokyo Central Station, wo die Fahrt zu Ende war. In einer halben Stunde begann meine Schicht.

Im Hotel hatte sich nur wenig verändert. Der kleine Konferenzsaal mit dem Ausblick auf den Innenhof war vom Erdgeschoß in den zwölften Stock verlegt worden und diente jetzt für Wechselausstellungen japanischer Künstler. Im Foyer hingen bis auf van Goghs „Mandelblüte“ mit der japanischen Anmutung keine Impressionisten mehr. Der weiße Yamaha-Flügel stand noch an derselben Stelle zwischen Ballsaal und Restaurant. Nur mein alter väterlicher Freund Noburo-san, der Pianist, war vor fünf Jahren gestorben. Er war, als ich Tokyo verließ, schon achtundachtzig Jahre alt, ein lebensfroher, lebenserfahrener alter Herr, dessen einzige Sorge war, dass er sich selbst überleben könnte.

Einige ältere Hotelangestellte erinnerten sich noch daran, wie ich an jenem Märztag vor sieben Jahren zur Überraschung der Belegschaft als neuer Front Office Manager vorgestellt wurde. Ein doitsujin - ein Deutscher! Und auch daran, dass ich drei Jahre später plötzlich verschwand. Nun waren wir wieder in derselben Stadt. Ich war bereit an Wunder zu glauben.

In den ersten Tagen nach meiner Rückkehr war ich wie in der Zeit nach Kaoris Verschwinden wieder im blinden Wahn durch die Straßen gelaufen. Suchte Orte, Plätze auf, die zu unserer Geschichte gehörten. Irrte durch Bahnhöfe, wo wir auf unseren Zug gewartet hatten, durchstreifte ihr Lieblingsquartier in Shinjuku. Auf jedem Bahnsteig, an jeder Ampelkreuzung, hinter jeder Ecke ... Warum nicht? Der Zufall war kein Statistiker. Er war womöglich nicht einmal Zufall.

Sie hatte mir doch selbst erklärt, dass nichts in der Welt, kein Atom, kein Molekül, kein Mensch und selbst die Sterne nicht isoliert für sich allein existierte. Erst im Zusammenhang mit anderen erhielt jedes Teil Sinn und Bedeutung.

Ich erinnere mich gut an jenen Nachmittag in einem Starbuck's Coffee Shop im Ginza-Viertel. Ich hatte aus meiner Erfahrung mit den Team-Regeln im Unternehmen die Strenge infrage gestellt, mit der in Japan die Pflicht zur Gemeinschaft eingefordert wurde. Sie sprach von falschem Individualismus der westlichen Welt. „Veredelter Egoismus.“

Alles sei mit allem verbunden – im gesamten Universum, hatte sie erklärt. Aber du nicht mit mir, nicht einmal in meinen Armen – ich sprach es nicht aus. Es lag etwas Schicksalhaftes darin und ich war entschlossen, dem Schicksal zu vertrauen. „Außerdem bleibt sowieso nichts, was es ist“, sagte sie

dann noch, als hätte sie gespürt, wie meine Gedanken sie umklammerten. Es kam mir wie eine in buddhistische Weisheit gehüllte Absage an die Liebe vor.

Seit Stunden war mein Dienst im Front Office zu Ende. Wie damals, wenn ich oft erst mit einem Nachtzug oder im Taxi nach Chiba zurückfuhr, saß ich noch an einem der kleinen runden Bambustische mit Glasplatte vor unserer Coffee Bar und blickte in das um diese Stunde fast verwaiste Foyer. Noch immer innerlich aufgewühlt von der Begegnung am Vormittag.

Ich rief mir ihr Bild zurück, wie sie am Fluss gestanden hatte. Es war identisch mit dem Bild, das ich in mir trug. Sie musste es gewesen sein, so unwahrscheinlich es auch war. Wenn es ein solches universales Beziehungsnetz tatsächlich gab, warum sollte dann nicht eine Kraft darin wirken, die wir als Zufall erlebten und die uns an einen Ort führte, an dem unsere Geschichte noch einmal beginnen könnte?

Eine bestimmte Straße, eine bestimmte Stunde, ein Café umgeben von Buchhandlungen. Immer wieder zog es mich in den Bezirk Jimbocho, wo es Straßen mit Häuserreihen gab, deren Fassaden im Erdgeschoß aus Bücherregalen bestanden. Hier hatte ich zum ersten Mal ihre Lebenswelt betreten.